

Wo Hoffnung keimt und Vertrauen wächst

Landwirtschaft und Fairer Handel

Die Idylle trügt: Viele kleinbäuerliche Familienbetriebe in Entwicklungsländern kämpfen ums Überleben. Ihre Produkte stehen in weltweiter Konkurrenz, ihre Handelsmöglichkeiten aber sind begrenzt. Mehr und mehr Bauernfamilien nehmen ihr Schicksal in die eigene Hand. Unterstützt vom EED und seinen Partnern versuchen sie gemeinsam, ihren Marktvorteil zu nutzen: qualitativ hochwertige Erzeugnisse aus umweltfreundlichem und nachhaltigem Anbau.

Der Markt von Mertule Mariam, sechs Autostunden nordwestlich von Addis Abeba, besteht aus einer Handvoll kleiner Läden entlang einer staubigen Dorfstraße. Überragt werden die flachen Häuser vom Türmchen einer Kapelle der äthiopisch-evangelischen Mekane Yesus-Kirche. Auf einer Reihe Holzkarren liegen Kleidung, Sandalen, Plastikeimer und Batterien aus. Auf dem Boden sitzen Bäuerinnen, die vor sich Gemüse und Süßkartoffeln zu kleinen Pyramiden aufgestapelt haben – in der Hoffnung auf Käufer.

Shigultish Embiale konnte ein paar Pfund Tomaten und Bohnen verkaufen. Jetzt ist sie auf dem Weg zurück in ihr Dorf, beladen mit einem Päckchen Kaffee, Salz, zwei Schulheften für die jüngsten ihrer drei Töchter und einer neuen Hacke, ein dreistündiger Fußmarsch auf schmalen Pfaden durch die ausgedörrten Berge des äthiopischen Hochlandes in der Provinz Gojjam.

Shigultish Embiale und ihrem Mann Tesfaw Tsehay geht es besser als manchen anderen in Enebsie Sar Midir, einem dünn besiedelten Gebiet mit verstreuten Strohhütten und Lehmhütten. Die Familie hat ein Stückchen Land, auf dem sie Mais, Weizen und Bohnen und Gerste für ihr Fladenbrot anbaut. Außerdem besitzt sie vier Ziegen, ein paar Papaya-Bäume und einige Hühner, die sie mit Unterstützung der Gemeinschaftsgruppe anschaffen konnte. Wenn der Regen rechtzeitig und ausreichend fällt, bringt das etwas mehr, als die fünfköpfige Familie zum Leben selbst braucht. Seit sie zusammen mit anderen Familien die Hügel terrassiert und Bäumchen gepflanzt hat, ist die Bodenerosion geringer. Und da der Regen dadurch in den Boden einsickert anstatt sturzartig die Hänge herunter zu rauschen, hat auch der Dorfbrunnen mehr Wasser.

„Wenn der Regen ausreicht,“ - von diesem Wenn hängt hier immer noch nahezu alles ab: der Erfolg der Anstrengungen, den Anbau durch besseres Saatgut und angepasste Methoden ertragreicher zu machen, die Aufforstungen und die Instandsetzung der traditionellen, einfachen Bewässerungssysteme, die ein wenig unabhängiger machen von den Unwägbarkeiten der Regenzeit. Wenn nicht, dann können die Fortschritte bei der Ernährungssicherung, die mit Unterstützung der ökumenischen Entwicklungsorganisation Agri-Service Ethiopia gemacht wurden, rasch zunichte werden. Dann steigt im Markt von Mertule Mariam der Preis für Getreide, während Notverkäufe die Viehpreise in den Keller treiben. Für die Händler ein gutes Geschäft. Doch viele in Enebsie Sar Midir sind dann auf Nahrungsmittelhilfe angewiesen, Mais aus den USA, Getreide aus Europa.

Kleinbauern und der Weltmarkt

Im südäthiopischen Kaffeeanbaugebiet von Amaro berät Agri-Service die Bauern nicht nur beim Anbau von Nahrungsmitteln, sondern versorgt sie auch mit Kaffeesetzlingen. Die braunen Bohnen sind Äthiopiens Nationalgetränk. Keine Einladung, kein Fest ohne feierlich zubereiteten, frisch gerösteten, tiefschwarzen Kaffee. Von Äthiopien aus trat der „Türkentrunk“ seinen Siegeszug um die Welt an. Noch immer liefert das Land die besten Qualitäten. Der Export bringt Devisen in die Staatskasse, um die Einfuhr von Lebensmitteln und Industriegütern zu bezahlen. So sind auch die Bauern von Amaro direkt in den Weltmarkt eingebunden. Und mit ihnen mehr als 20 Millionen Kleinbauern rund um die Welt, für die der Kaffeeanbau oft ihre einzige Einkommensmöglichkeit ist.

Die Kaffeebörse von Nairobi hat anscheinend nichts gemeinsam mit dem staubigen Marktflecken Mertule Mariam im äthiopischen Hochland. Der Duft der Bohnen hängt in der Luft, die Aufkäufer haben aus kleinen Tässchen die Angebote verkostet, auf einer großen Tafel werden die Preise für die „Grades“, die gestaffelten Qualitäten, festgehalten. Eine andere Welt - und doch gelten hier die selben Gesetze wie in Mertule Mariam: Angebot und Nachfrage bestimmen den Preis.

Dadurch bekommen die Kleinbauern in Ostafrika zu spüren, wenn in Brasilien ein Kälteeinbruch die Kaffee-Ernte dezimiert. Dann steigen die Preise an der Börse in Nairobi, das Pech der brasilianischen Kollegen ist dann ihr Glück. Doch das ist eher die Ausnahme. Mit Blick auf die Deviseneinnahmen fördern viele Regierungen den Anbau. So ist das Angebot seit Jahren größer als die stagnierende Nachfrage in den Industrieländern. In diesem Jahr (2004) hat der Kaffeepreis sogar einen historischen Tiefstand erreicht. Was die Verbraucher in Europa oder Nordamerika freut, bedeutet für Länder wie Äthiopien weniger Deviseneinnahmen und für Kleinbauern, denen die Kosten für Saatgut, Dünger und Pestizide und ihre Schulden über den Kopf wachsen, vielfach das Aus.

Armenische Aprikosen

Was der Kaffee als nationales Symbol für Äthiopien ist, sind Aprikosen für Armenien – und sie könnten gleichfalls zum Devisenbringer werden, hofft die kirchennahe Entwicklungsorganisation Shen. Die Armenier sind überzeugt, dass bei ihnen die besten Aprikosen der Welt wachsen, ein Nationalschatz, der nur darauf wartet, gehoben zu werden. Und damit einen Beitrag zur Entwicklung in den verarmten ländlichen Regionen der einstigen Sowjetrepublik zu leisten und, wer weiß, vielleicht auch dringend benötigte Devisen zu verdienen.

Die wechselvolle, tragische Geschichte der christlich-orthodoxen Armenier von Verfolgung, Völkermord und Vertreibung erhielt mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion ein neues Kapitel. Doch die Unabhängigkeit des kleinen, bergigen und zerklüfteten Landes zwischen Georgien, Aserbaidschan, Iran und Türkei wurde nicht nur belastet durch den militärischen Konflikt mit Aserbaidschan um die mehrheitlich armenisch besiedelte Region Nagorny-Karabach. Die Industriekombinate, die Lebensmittellieferungen, die Energie- und Wasserversorgung und damit die Kleinlandwirtschaft und die soziale Infrastruktur brachen zusammen.

Die neue Regierung in Yerevan und die lokale Selbstverwaltung sind noch schwach, Unterstützung für die kleinbäuerliche Landwirtschaft, auf den steinigen Böden ein hartes Brot, gibt es kaum. Und auch keine andere Arbeit. Viele Armenier folgten da-

her ihren Landsleuten, die schon früher nach Russland, Europa oder Amerika abgewandert waren.

Victoria Grigoryan und ihr Mann sind vor fünf Jahren aus Novosibirsk in Sibirien nach Armenien, in ihren Geburtsort Argina, zurückgekehrt. Die ausgebildete Buchhalterin arbeitet auf der Aprikosenplantage, für die die neu gegründete Genossenschaft 70 Hektar Land gepachtet hat. Steine wurden entfernt und Dünger ausbracht, Setzlinge gezogen und ausgepflanzt, die alte Pumpstation instand gesetzt und neue Wasserleitungen verlegt. Tröpfchenbewässerung hilft, Wasser zu sparen und Kosten zu senken. Straßen und Wege wurden ausgebessert. Jetzt fahren wieder Kleinbusse in die Nachbardörfer und ins 50 Kilometer entfernte Yerevan.

Der Stolz der Genossen ist die neue Solartrocknungsanlage. Sonne gibt es in den heißen langen Sommermonaten genug. Doch die herkömmliche Methode, die Früchte einfach auf dem Boden zum Trocknen auszubreiten, bringt mindere Qualität. Die Anlage erlaubt zudem, auf chemische Konservierungsstoffe zu verzichten. Und während frische Aprikosen, Tomaten und Birnen unmittelbar nach der Ernte meist wenig einbringen und zudem schnell verderben, sind sie im getrockneten Zustand haltbar, lagerungsfähig und einfach zu transportieren – und damit besser zu vermarkten. Auf der Solaranlage ruhen daher die Hoffnungen, dass sich die Entscheidung von Victoria Grigoryan und ihrem Mann, nach Argina zurückzukommen, die gemeinsamen Anstrengungen von Shen und der Genossenschaft und die Investitionen durch den EED und Exil-Armenier zukünftig in Dram, der einheimischen Währung, und vielleicht sogar in US-Dollar oder Euro auszahlen werden.

Marktplatz Europa

Die besten Aprikosen, das verlockendste Trockenobst, die neuen Transportmöglichkeiten durch die Minibusse bringen nichts ein, wenn es keine Abnehmer, keinen Markt gibt. Daher hat Shen eine Vermarktungsorganisation aufgebaut, um den Absatz für die Genossenschaften zu organisieren. Doch die meisten Einwohner in der Hauptstadt Yerevan sind ähnlich arm wie die Bauern in Argina. Wenn die Plantage einmal Früchte trägt - wo wird Cheer dann die Kunden finden?

Möglicherweise 3000 Kilometer westlich, in Europa, einem Markt mit mehr als 450 Millionen Menschen mit hoher Kaufkraft, ständig auf der Suche nach neuen Genüssen und nach Abwechslung im Speiseplan. Nur sind die armenischen Bauern nicht die einzigen, die hier Fuß fassen wollen. Aus aller Herren Länder kommen Obst, Gemüse und andere Waren nach Europa – Mangos aus Brasilien, Bananen und Ananas aus Afrika und Zentralamerika, Aprikosen aus Kalifornien, Gewürze aus Asien. Wochenmärkte und Supermärkte sind längst zu Schaufenstern für den Reichtum der Welt und die Vielfalt der Landwirtschaft geworden. Und auch italienische und griechische Bauern liefern Tomaten oder Aprikosen. Armenische Produkte könnten sich nur durch Spitzenqualität, einen Anbau ohne Agrargifte und die Konservierung ohne Chemie einen entscheidenden Wettbewerbsvorteil verschaffen - Klasse statt Masse, Bio-Trockenobst, das „sauber, gesund und exquisit im Geschmack“ ist.

Allerdings hat die EU dem Handel einige Hürden gesetzt. Rohstoffe dürfen zwar aus Ländern des Südens weitgehend zollfrei eingeführt werden, aber die Konkurrenz bei den meisten Agrarprodukten ist groß und hält die Preise niedrig. Der Transport, etwa von frischem Obst, ist riskant, die Logistik schwierig. Den größten Schnitt machen die Zwischenhändler, die Bauern bekommen oft nur Cents für die Früchte ihrer harten Arbeit. Verarbeitungsprodukte dagegen bringen oft weitaus mehr ein, doch die

Einfuhr solcher „veredelter“ Produkte unterliegt steigenden Tarifen und Mengenbeschränkungen.

Und dann sind da die „nicht-tarifären“ Handelshemmnisse. Anforderungen an Aussehen, Verpackung, Hygiene und gesundheitliche Unbedenklichkeit werden durch Brüssel immer höher geschraubt, angeblich im Interesse der Verbraucher, aber auch mit dem Hintergedanken, Europas Bauern zu schützen. „Dadurch werden immer mehr Entwicklungsländer, insbesondere die ärmsten, aus der Beteiligung am Welt-handel mit Nahrungsmitteln verdrängt“, klagt Rudolf Buntzel-Cano, EED-Beauftragter für Welternährungsfragen. Kleine Produzenten haben oft nicht den Zugang zu den erforderlichen Informationen und können eine hochmoderne Verarbeitung oder aufwändige Kontrollsysteme nicht bezahlen. Für sie muss es transparente, angemessene und einfachere Verfahren der Standardsetzung geben, die sie nicht benachteiligen, fordert Rudolf Buntzel-Cano. Und dafür müssen Wirtschaft und Politik, Importeure und Einzelhandel, Bauern und Zertifizierungsorganisationen an einen Tisch gebracht werden. Denn sonst könnten die Bauern von Argina auf ihrem Trockenobst sitzen bleiben, selbst wenn es „sauber, gesund und exquisit im Geschmack“ ist.

Standortgerechte Landwirtschaft

Bis vor etwa zehn Jahren war Irineu Landskren Angestellter eines großen Tabak-Verarbeitungsbetriebs, der internationale Zigarettenkonzerne belieferte. In dessen Auftrag beriet er kleinbäuerliche Familienbetriebe, für die der Tabakanbau oft die einzige Alternative zur Abwanderung in die Stadt darstellt. Als Vertrags-Bauern haben sie einen gesicherten Absatz, verlässliche Preise und Zugang zu Krediten. Für die Umwelt bedeutet der Tabakanbau allerdings Agrargifte und Verlust der Wälder, um Holz für das Trocknen der Tabakblätter zu bekommen.

Als Irineu Landskren gekündigt wurde, kaufte er eine kleine Farm in Rio Grande do Sul, dem südlichsten Bundesstaat Brasiliens, und begann mit dem ökologischen Anbau. Fünf Jahre hat es gedauert, bis sich der Boden vom Tabak und dem hohen Pestizideinsatz erholt hat und die Verbesserungen durch Gründüngung und den Anbau verschiedener, angepasster Getreide- und Gemüsesorte anschlugen. Es kostete viel Geduld, Zeit und Kraft, die Irineu Landskren aufbrachte, obwohl der wusste, dass es Ökogemüse schwer hat, mit Tabak zu konkurrieren. Es bringt weniger Geld, erfordert mehr Arbeit und bedeutet ein höheres Risiko.

Doch es hat sich gelohnt. Heute produziert die „Bauernvereinigung Neue Hoffnung“, der Irineu Landskren angehört, riesige Kohlköpfe, geschmackvolle italienische Tomaten, Pfirsiche, Ananas, Erdbeeren und andere Früchte, die nur hier wachsen. Eigenes Saatgut, eigener Dünger, der Verzicht auf Chemie und Agrargifte senken die Kosten. Die Anbaumethoden tragen damit den geringen finanziellen Möglichkeiten und den kleinen Feldern der Familienbetriebe Rechnung. Einige Familien haben sich zusammen getan, pressen Obstsäfte, süßen sie mit selbst hergestelltem braunem Rohrzucker und füllen sie mit kleinen, einfachen Anlagen in Flaschen ab. (FOTO)

„Eines der größten Probleme der Bauernfamilien ist der Verkauf“, sagt die Agraringenieurin Rita Surita, Koordinatorin des Unterstützungszentrum für Kleinbauern, CAPA. Sie hat ebenso wie Irineu Landskren und viele andere Familien im Südens Brasiliens deutsche Vorfahren, die im 19. Jahrhundert aus dem Hunsrück, aus Pommern oder Preußen einwanderten und die Evangelisch-Lutherische Kirche Brasiliens gründeten. Da sich die staatliche Landwirtschaftspolitik vorrangig auf große Betriebe, die vielfach für die Agroindustrie oder den Export produzieren, konzentriert,

wurden seit 1978 in den südbrasilianischen Kirchensynoden mehrere Unterstützungszentren ins Leben gerufen, um kleinbäuerliche Betriebe beim standortgerechten Anbau zu beraten. Zunehmend kamen aber auch Verarbeitung und Vermarktung in den Blick. Denn die sind weitgehend in der Hand von Lebensmittelindustrie und Supermärkten. Sie beherrschen den Markt und setzen Preise durch, die der Arbeit nicht gerecht werden.

Freie Märkte

Darum hat sich die Vereinigung „Neue Hoffnung“ mit anderen Betrieben aus der Region zusammengeschlossen, um die Vermarktung selbst zu organisieren. Denn die Nachfrage besteht. „Unsere Produkte sind nicht teurer als herkömmliche Agrarprodukte, keine „Elite-Erzeugnisse“, versichert Irineu Landskren, „darum kann sie sich jeder leisten“. Säfte und Marmeladen sind sogar billiger als Industrieware. Inzwischen gibt es in den drei südbrasilianischen Bundesstaaten zahlreiche freie Wochenmärkte, auf denen Öko-Bauern ihre Produkte verkaufen können, unterstützt von Verbrauchergenossenschaften. Das Gesetz des Stärkeren, das sonst den Handel beherrscht, wird hier teilweise zugunsten solidarischer Zusammenarbeit außer Kraft gesetzt. Hersteller und Verbraucher teilen sich die Gewinnmarge des Zwischenhandels, zum gegenseitigen Vorteil. Das kann wiederum ein Anreiz für andere Kleinbauern sein, die gegenwärtig noch den Verlockungen des Tabakanbaus erliegen.

Der Erfolg ist so groß, dass es Produkt-Piraten gibt, Bauern, die ihre normalen Erzeugnisse als „Bio“ verkaufen. Deshalb sah sich das Vermarktungsnetzwerk für ökologische Produkte, EcoVida, gezwungen, ein Öko-Siegel eingeführt. Bauern kontrollieren sich dabei gegenseitig, ob die vereinbarten Anbaustandards eingehalten werden. Dadurch sind Aufwand und Kosten geringer. Trotzdem ist es für die Bio-Bauern eine zusätzliche Belastung. „Gerechter wäre es, wenn stattdessen Produkte, die mit Agrargiften hergestellt wurden, gekennzeichnet werden müssten“, meint Irineu Landskren. Das hätte auch einen Aufklärungswert für die Verbraucher.

Inzwischen hat auch der staatliche Beratungsdienst erkannt, dass die standortgerechte kleinbäuerliche Landwirtschaft eine alternative nachhaltige Entwicklungsperspektive darstellt, berichtet Rita Surita stolz. Betriebe werden bei der Umstellung unterstützt, die Erfahrungen der Öko-Bauern an Kleinbauern in anderen Gebieten weitergegeben. Andere Hindernisse bestehen weiter. Leonída Peglow und Mirian Britto da Costa aus São Lourenço do Sul haben vor drei Jahren eine kleine Firma für Obstsaft begründet. Doch die Betriebserlaubnis lässt auf sich warten, so dass sie größere Aufträge nicht ausführen können. „Die Gesetze, die Verwaltung, die staatliche Unterstützung – all das ist meist auf die großen Unternehmen ausgerichtet“, erklärt Rita Surita. „Hier müssen wir ebenfalls ansetzen und Veränderungen herbeiführen – damit die Kleinbauern eine Chance haben“.

Fair handeln

Immerhin haben die Mitglieder der „Neuen Hoffnung“ eine Sorge weniger als andere, konventionelle Kleinbauern: Durch den Mischanbau für die eigene Ernährung, durch Öko-Produkte, niedrige Kosten und erste Ansätze zu einer eigenen kleinen Agroindustrie stehen sie weitgehend auf eigenen Füßen. Die billigen Importe von Mais, Weizen, Milch, Speisöl, Reis oder Fleisch, die auch den Markt in Brasilien überschwemmen und die Preise für einheimische Produkte drücken, machen ihnen

wenig aus. Doch viele andere Familienbetriebe kapitulieren oder stellen sich um – auf Tabak zum Beispiel, manche auch auf Drogen.

Beim weltweiten Agrarhandel geht es allerdings nicht immer mit (ge)rechten Dingen zu. So werden Bauern in Europa und Nordamerika mit Subventionen angestachelt, Überschüsse zu produzieren, die dann, mit weiteren Subventionen und Exporthilfen billig gemacht, zu Waffen gegen Bauern in anderen Ländern werden. Der Abbau dieser Wettbewerbsverzerrungen, die verhindern, dass die Länder des Südens ihre Vorteile im freien Handel nutzen können, ist denn auch ein zentrales Thema der gegenwärtigen Verhandlungen in der Welthandelsorganisation WTO. Zudem fordern viele Regierungen des Südens und zivilgesellschaftliche Organisationen Schutz für die einheimische Landwirtschaft, um ihre Entwicklungschancen zu erhalten. Damit freier Handel nicht einfach das Recht des Stärkeren bedeutet.

Anregungen könnten sich die Verhandlungsführer in einem der zahlreichen „Weltläden“ holen oder im nächsten Supermarkt, der fair gehandelte Produkte wie Kaffee, Tee und Kakao, Schokolade, Orangensaft oder Honig führt. Erkennbar sind sie am international einheitlichen TransFair-Logo. Eingekauft und vertrieben werden sie von Welthandelsorganisationen der anderen Art wie zum Beispiel Gepa, der größten Fair-Handelsgruppe. Das Logo bestätigt, dass die Arbeitsbedingungen der Produzenten menschenwürdig sind und sie für ihre Produkte stabile, kostendeckende Preise über dem Weltmarktniveau bekommen – wovon viele Millionen andere Kleinbauern nur träumen können. Etwa ein Drittel tragen inzwischen zudem ein Öko-Siegel als Nachweis, dass ihre Produktion nachhaltig und umweltfreundlich ist. Dafür sind Verbraucher auch bereit, ein wenig mehr zu bezahlen und damit die Marktgesetze von Angebot und Nachfrage, die Börsen und Spekulanten mit ihren unberechenbaren Auswirkungen für die Produzenten ein Stück weit zu korrigieren. Denn nur ein Handel, der den Produzenten und ihren Familien ein Leben in Würde erlaubt, ist auch fair.

Uwe Hoering

Erschienen in: Du sollst das Recht des Armen nicht beugen. Evangelischer Entwicklungsdienst Arbeitsbericht 2003/2004, S. 2-11, download pdf-Datei: http://www.eed.de/fix/files/doc/eed_Bericht_03-04_deu.pdf